

Vor einigen Monaten saß in unserer Kirche ein Paar, das zum ersten Mal zur Eucharistiefeier gekommen war.

Während des Gottesdienstes dachte ich darüber nach, wer die Beiden wohl seien, weil sie mir bekannt vorkamen. Erst beim Gemeindecafé lüftete sich das Geheimnis. Martin heißt er, Martin Zielinski. Wir haben hier in Bonn zusammen Theologie studiert. Lange her. Sehr lange. Später erfuhr ich von Judith und Miriam, dass er Religionslehrer an ihrer Schule ist. Während wir uns unterhielten, wurde ich den Eindruck nicht los, dass ich auch seine Partnerin kenne. Ich fragte sie, und sie lachte. Als Assistentin von Professor Fabry hatte sie mir seinerzeit die Hebräischprüfung abgenommen. Und sie erinnerte sich genau. „Wie könnte ich Sie vergessen?!?“ sagte sie amüsiert. „Wer mit einer solchen Anzahl an Begleitung und Kerzen kommt, der kann nicht viel gelernt haben.“, hatte Professor Fabry seinerzeit erklärt, als er aus dem Prüfungszimmer kam und mich und jene sah, die mir Beistand leisten wollten.

Und genau so war es. Und so brauchte ich eine gewisse Zeit, bis ich erkannte, dass sie mir das Vaterunser zum Übersetzen ausgesucht hatten.

Aber darauf kommt es auch nicht wirklich an. Es wäre schön, aus dem Hebräischen übersetzen zu können, aber es ist nicht zwingend erforderlich. Die alt-katholische Kirche in der Schweiz verlangt das allerdings.

Etwas Entscheidendes habe ich im Hebräischunterricht allerdings gelernt und es auch bis heute beherzigt. Wer sich mit der hebräischen Sprache beschäftigt, wird Zeugin oder Zeuge eines ganz anderen Sprachverständnisses, als wir es gewohnt sind. Die Sprache ist bilderreicher und eignet sich viel mehr dazu zu erzählen, statt mit ihr Zeitungsartikel oder notarielle Dokumente zu verfassen. So gab es in der Sprache Jesu nicht die uns bekannten 3 Zeiten beim Konjugieren der Verben. Es gab nicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So ist „sich erinnern“ immer Gegenwart. Das verwandte Präfix „wav“, also die vorangestellte Silbe „wav“ verwandelt gar eine Vergangenheitsform in die Zukunft.

Für uns ist es schwer verständlich, ja es scheint paradox, über die Erinnerung in der Form der Zukunft zu sprechen.

So hören wir in der Haggadah, die wir immer am Gründonnerstag lesen, es handelt sich bei der Haggadah um die Erzählung vom Auszug des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten. In dieser Haggadah heißt es, dass sich jeder Jude so an diesen Auszug erinnern

soll, als sei er selbst dabei gewesen. Es geht also um die Vergegenwärtigung der Vergangenheit.

Das hat mich damals im Hebräischunterricht sehr fasziniert. Dazu konnte ich in der Prüfung etwas sagen. Das hat schließlich meine Prüfung gerettet, obwohl ich nicht erkannte, dass der Text, den ich zu übersetzen hatte, kein geringerer war, als das Vaterunser.

Die Faszination, dass schon die Grammatik einer Sprache etwas möglich macht, was unsere Sprache nicht kann und was einen höchst komplizierten theologischen Zusammenhang auszudrücken versteht, diese Faszination hat mich begeistert.

Dieses „Sich-Erinnern“ durchdringt den heutigen Festtag.

Dieses „Sich-Erinnern“ im hebräischen Sprachgebrauch ist Zentrum der theologischen Auseinandersetzung, ob das Abendmahl ein Gedächtnismahl oder eine Vergegenwärtigung ist.

Wenn wir einen Zugang dazu finden wollen, was es heißt: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ oder anderes gesagt: „Erinnert Euch!“

Diese Erinnerungspflicht, wie sie in der Theologie formuliert wird, ist keine moralische, sondern eine lebensnotwendige. Wenn wir eine innige Beziehung zu dem Sohn Gottes erleben und pflegen wollen, bedarf es dieser Form der Erinnerung.

Die Aufforderung Jesu beim Letzten Abendmahl heißt nicht „Du sollst“, wie es in den Geboten auch nicht heißt – wie es fälschlich ins Deutsche übersetzt ist – „Du sollst den Nächsten lieben.“ Vielmehr heißt es: „Du wirst sie lieben, Deine Nächsten.“

Um den Erstkommunionkindern diese Vergegenwärtigung einer Erinnerung näher zu bringen, lassen wir sie und ihre Eltern Gegenstände mitbringen, die an eine besondere Begegnung, eine besondere Beziehung erinnern.

Ich selbst bringe dann meist das Rasierwasser meines Vaters mit. Mir gelingt das Lebendig-Werden einer Erinnerung am ehesten über den Geruchssinn. So habe ich mir nach dem Tod meines Vaters – quasi als Erbe – Wäschestücke ausgesucht, die seinen Geruch an sich hatten. Diese Gerüche sind natürlich im Laufe der Jahre verblasst, aber bis zum heutigen Tag gelingt es mir, Nähe zu ihm herzustellen durch das Riechen seines Rasierwassers.

Es ist viel mehr, als nur an ihn zu denken.

Vielmehr spüre ich Nähe und Geborgenheit.

Und es tut so gut, den Kindern und ihren Familien zuzuhören, wenn sie genau von diesen Erfahrungen erzählen, wo eine Begebenheit, eine Beziehung aus der Vergangenheit Wirklichkeit wird im Hier und Jetzt.

Zum Schluss lese ich dann den Kindern eine Geschichte vor, die ich auch Euch und Ihnen nicht vorenthalten möchte:

## Das sonderbare Bild

Eines Morgens hatte der Möbelwagen vor der Haustür gestanden. „Du, Mutti, der kommt aus München“, hatte Sabine ganz aufgeregt gerufen, als sie neugierig durch einen Spalt der Gardine auf die Straße geschaut hatte, „und ein Mädchen ist auch dabei. Ob sie wohl in meine Klasse kommt?“ Mutter hatte gelacht und gemeint, das würde man schon rechtzeitig erfahren.

Ja, und das hatte Sabine dann auch und noch vieles mehr, nämlich, dass das Mädchen aus München Karin Hofer hieß, dass sie wirklich mit Sabine in die 4. Klasse gehen würde, dass sie mit ihrer Mutter allein war, weil der Vater bei einem Verkehrsunfall verunglückt war, und dass sie nach Frankfurt gezogen waren, weil hier die Heimatstadt ihrer Mutter war.

So hatte die Freundschaft zwischen Sabine und Karin begonnen – vor genau vier Wochen. Und inzwischen klebten die beiden wie Pech und Schwefel zusammen. Wo die eine war, war mit Sicherheit auch die andere zu finden.

Und doch wäre es beinahe zu einem Krach zwischen ihnen gekommen – und das alles nur wegen des Bildes – wegen dieses sonderbaren Bildes.

Heute spielten die beiden nämlich bei Karin in der Wohnung Verstecken. Sabine hatte schon alle Ecken und Winkel unsicher gemacht. Sogar in den Kleiderschrank war sie schon hineingekrochen. Aber wohin sollte sie nun? Vielleicht ins Nebenzimmer? Kurz entschlossen drückte sie die Türklinke herunter und stand auch schon im Schlafzimmer. Und da sah sie es. – Über Karins Bett hing das Bild. Sabine war so verblüfft, dass sie sogar das Verstecken vergaß und mit offenem Mund das Bild anstarrte. Was war das überhaupt? Etwas Blaugraues mit schwarzbraunen Rändern und einem Loch in der Mitte war in einen schmalen Holzrahmen eingespannt. Sabine konnte nicht widerstehen. Sie stellte sich auf Zehenspitzen und nahm das seltsame Bild von der Wand. Das war doch ein Stück Stoff? Nein, wie man sich nur so was an die Wand hängen konnte! Da war ihr Schutzengel über dem Bett doch viel, viel schöner. Einen komischen Geschmack hatte die Karin. Die stand plötzlich neben der Freundin und riss ihr heftig das Bild aus der Hand. Einen ganz roten Kopf hatte sie dabei, und ärgerlich sagte sei: „Lass meine Sachen in Ruhe – das geht dich nichts an!“ Aber auch Sabine war nicht auf den Mund gefallen. „So“, sagte sie, „es ist das blödeste Ding, was ich jemals an der Wand gesehen habe, und überhaupt – ein alter Lappen ist es – und weiter nichts.“ Und schon war die schönste Zankerei im Gange. Gut, dass gerade Karins Mutter von der Arbeit nach Hause kam. Mit einem Blick sah sie,

was geschehen war. „Kommt“, sagte sie, „vertragt euch. Sabine kann ja gar nicht wissen, worüber sie lacht. Nicht wahr, Karin, wir wollen es ihr erzählen.“

So erfuhr Sabine die Geschichte des sonderbaren Bildes.

Als Karin drei Jahre alt gewesen war, waren ihre Eltern einmal kurz aus dem Haus gegangen als sie schlief. Als sie zurückkamen, schlugen ihnen aus den Fenstern ihrer Wohnung Flammen und Rauchwolken entgegen. Viele Leute drängten sich unten auf der Straße, und die Feuerwehr war schon da, und es war ein schreckliches Durcheinander und Rufen und Laufen und Gedränge gewesen. Aber Karins Mutter hatte alles das gar nicht recht wahrgenommen. „Mein Kind – es ist noch in der Wohnung.“ Mit Gewalt hatte man sie festgehalten, als sie in das brennende Haus laufen wollte. Und da hatte ein junger Feuerwehrmann die lange Brandleiter an das Fenster gelegt, war flink hinaufgeklettert und war in der Glut verschwunden, ehe die Leute recht begriffen, was da vor ihren Augen geschah.

Totenstill hatten sie auf einmal dagestanden und zu dem Fenster hinaufgeschaut. Würde er es schaffen? Würde er das Kind retten?

Da tauchte er am Fenster auf. In den Armen hielt er ein Bündel – es war Karin.

Mit letzter Kraft kam er von der Leiter herunter. Er taumelte und brach zusammen. Zwei Tage später starb er im Krankenhaus – Karin aber lebte.

Karins Mutter schob Sabine das Bild hin. „Sieh“, sagte sie, „ das ist ein Stückchen von dem Rock, den er trug. Die Ränder sind versengt, und ein Loch ist hinein gebrannt. Aber jetzt wirst du verstehen, warum das Bild kostbarere ist als alle anderen, die wir besitzen, und warum es über Karins Bett hängt.“

„Ja“, sagte Sabine ganz still, „jetzt versteh ich es. Wenn er nicht sein Leben eingesetzt hätte, wäre Karin jetzt tot.“

Und ganz vorsichtig hängte sie das kostbare Bild wieder an den Nagel, von dem sie es vorhin abgenommen hatte.